

# Briefkasten der Redaktion

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 44

PDF erstellt am: **21.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der weibliche Kurier

Historische Skizze von Werner Ohnemus

Der Schwabenkrieg nahm bekanntlich mit der für die Eidgenossen siegreichen Schlacht bei Dornach im Juli 1499 sein Ende, und der Versuch, die Eidgenossenschaft wieder in das Reich einzuverleiben, war endgültig misslungen. Unmittelbar darauf erfolgte der Eintritt der Städte Schaffhausen und Basel in den Bund und die Eidgenossenschaft stand nun, vom Auslande geachtet und bewundert, im höchsten Glanze ihres Kriegsglücks.

Bevor aber die Schlacht bei Dornach ausgetragen wurde, richteten die Eidgenossen, die durchaus zum Frieden geneigt waren, an Kaiser Maximilian ein Schreiben, das sie ihm durch ein thurgaisches Mädchen in sein Lager nach Konstanz überbringen liessen. Das Schreiben hatte folgenden Wortlaut:

«Unsere Feinde haben diese Händel in Eurer Abwesenheit angefangen und werfen nun die Schuld auf Unschuldige. Gezwungen haben wir zu den Waffen gegriffen und wollen sie gerne niederlegen, sobald Eure Majestät lieber Ihrer angeborenen Güte und Sanftmut, als unseren Verleumdern Gehör gibt. Wird uns aber kein Recht gehalten, so waschen wir vor Gott und Menschen unsere Hände rein von dem im Kriege vergossenen Blut, vertrauen auf Gottes Hilfe und ziehen einen ehrenvollen Tod einem schimpflichen Frieden oder schmählicher Knechtschaft vor.»

Als nun das unerschrockene Mädchen nach einer beschwerlichen Reise endlich im Hofe des Schlosses, wo der Kaiser sich eben aufhielt, angelangt war und auf eine Antwort wartete (die sie übrigens nie erhalten sollte; denn Maximilian war von dem glücklichen Ausgang seiner Unternehmungen gegen die Eidgenossen so überzeugt, dass er es nicht einmal für notwendig erachtete, auf das Schreiben der Eidgenossen eine Antwort zu erteilen), da trat ein Krieger auf sie zu und sprach sie an:

«Was machen denn die Schweizer in ihrem Lager?»

Unbefangen erwiderte der weibliche Kurier:

«Seht Ihr denn nicht, dass sie nur euren Angriff erwarten?»  
«Wie gross mag denn ihre Zahl sein?», fragte der Krieger weiter.

«Genug, um euren Angriff auf das bestimmteste abzuschlagen.»

Der Krieger wurde wütend:

«Verwegene, willst du mir wohl sagen, wie viele es sind? Oder...»

«Oder?», wiederholte das Mädchen gelassen. «Uebrigens will es mir scheinen, dass Ihr sie in dem Treffen vor den Toren dieser Stadt wohl hätten zählen können, wenn euch die Furcht nicht blind gemacht hätte.»

«Haben denn die Schweizer auch etwas zu essen?» überhörte der Krieger ihren Einwand.

«Wie könnten sie denn leben, ohne zu essen und zu trinken? Welch dumme Frage!»

Auf diese vortrefflichen Antworten der jungen Schweizerin konnten sich die Umstehenden des Lachens nicht mehr wehren. Einer derselben, ein grobschlächtiger Krieger, der das unbewegt verharrende Mädchen in Angst und Schrecken versetzen wollte, langte mit rohem Griff nach seinem Schwert und drohte ihm den Kopf abzuschlagen. Doch die Schweizerin blieb unberührt und sagte ruhig:

«Wahrlich, du scheinst mir ein rechter Held zu sein, dass du ein wehrloses Mädchen umbringen willst. Wenn du doch so vor Kampfbegierde brennst, warum stürzest du dich nicht in die feindlichen Vorhuten? Ich denke, dass du dort schon einen finden würdest, der deinen Mut kühle. Aber allerdings, es ist leichter, ein wehrloses, unschuldiges Mädchen anzufahren, als den bewaffneten Feind, der nicht mit Worten antwortet, sondern mit dem Schwert.»

Die Krieger hielten es darauf für ratsam, von dem Mädchen zu lassen und liessen es ziehen.

Zu der jetzt aktuellen Frage der Einführung des Frauenstimmrechts teilte uns unsere Abonnentin, Frau L. Mühlberg-Rohr, folgende Anregung mit:

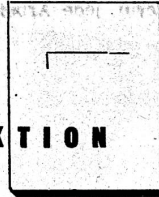
Zur Stimmberechtigung für beide Geschlechter wäre ein Staatsbürger-Examen am Platz! Das Arbeitsfeld der Frau von heute ist seit Anfang dieses Jahrhunderts gewaltig gross geworden. In sozusagen allen Betrieben und Berufen kann sie den männlichen Partner ersetzen. Es gibt an den Universitäten Dozentinnen, wir haben Doktorinnen als Arzt, Jurist, Advokat usw., der FHD existiert, und weibliche Luftschutzwärter gibt es auch. Warum wird der Frau das Stimmrecht versagt, wenn sie doch überall den Mann ersetzen kann?

Bezugnehmend auf die oft gehörte Bemerkung «Die Frauen wollen selbst nicht», möchte ich erwähnen, dass es auch viele Männer als lästig empfinden, zur Urne gehen zu müssen. Der beste Beweis dafür ist doch die gewöhnlich prozentual kleine Stimmzahl. Es wird da auch angeführt, dass ein grosser Teil der Frauen das Gefühl habe, dass sie sich im politischen Leben zu wenig auskennen und dies durch konsequente staatsbürgerliche Erziehung behoben werden könnte. Dem stimme ich voll und ganz zu.

Als junge Lehrerin in einem Bergdorf musste ich vor vielen Jahren für den erkrankten Lehrer den Vorunterricht der jungen Männer auf die Rekrutenschule leiten. Heute noch, als 71jährige, denke ich daran, wie sehr ich es damals empfunden habe, dass meine Schüler baldigst und ohne weiteres das Stimmrecht bekamen — während ich, besser geschult und zu ihrem Unterricht fähig, keinerlei politisches Mitspracherecht zu erwarten hatte. Heute möchte ich den Vorschlag machen, dass —

## Briefkasten

### DER REDAKTION



wie jetzt beide Geschlechter Lehrlingsprüfungen zu bestehen haben (auch Meisterprüfungen werden gleicherweise abgelegt) — alle jungen Leute männlichen und weiblichen Geschlechts eine staatsbürgerliche Erziehung erhalten sollen, bevor sie mündig werden, und dass dann nur diejenigen das Stimmrecht erhalten, welche das Staatsbürger-Examen mit Erfolg bestanden haben. So würden auch bei den Männern die untüchtigen ausgeschlossen. Eventuell könnte nach Wunsch ein zweites Examen abgelegt werden, da es ja Menschen gibt, denen, wie man sagt, der Knopf später aufgeht.

Herr Z. in Bi. fragt: Wir Basler sollen über die «Dentisten-Initiative» abstimmen. Nun möchte ich nicht «z'Bärn» fragen, was ich zu stimmen habe, wohl aber, ob es in Bern nicht auch, wie bei uns, so etwas wie eine Bewegung zur Freigabe des «Heiler-Berufes» gebe.

Antwort: «Heiler»-Beruf? Soso! Hat sich am Ende «z'Basel» diese germanische Bezeichnung so weit eingebürgert, dass sie jedermann versteht? Wir hier stützen noch, wenn wir sie lesen. Die «Dentisten» sind bekanntlich Zahnheilkünstler ohne akademischen Ausweis, die vor einigen Jahren noch in Lörrach praktizierten und den Basler Zahnärzten Konkurrenz mach-

ten. Nun soll für sie in Baselstadt der Weg freigeekämpft werden. Und ich wette, es wird einen grossen Haufen von Leuten geben, die mithelfen. Uns wundert nur, dass so wenig auf den Charakter einer solchen «Bewegung» hingewiesen wird. Oeffnen Sie die Augen: *Jenseits des Rheins* gab man seit dem letzten verlorenen Kriege die Ehre allenthalben den Dilettanten und zweifelte auf der ganzen Linie die «Studenten und Fachleute» an. Vom Feldmarschall bis zum akademisch gebildeten Zahnarzt erhielten die «Ausgewiesenen» ihre Konkurrenz, und der grosse Haufe, der vielfach zu arm ist, um Facharbeit richtig zu bezahlen, lief dem «berufenen Heilkünstler», der billiger heilte, zu. Das ist die eine Wurzel des Uebels. Wir hier «z'Bärn» sind wesentlich nüchterner, und es scheint uns ausgeschlossen, dass Initiativen wie die in Basel bei uns Aussicht auf Erfolg haben könnten. Immerhin: Seien wir wachsam und richten wir die Augen auf alle derartigen Nebenerscheinungen jener grossen «Revolution des Nihilismus», ehe sie sich bei uns einnisten!

Grossmutter in Ueb. fragt: «... wo steht der Spruch...?»

Antwort: Im 5. Buche Moses, Kapitel 30. Er lautet in der lutherischen Uebersetzung: «Denn das Gebot, das ich dir heute gebiete, ist dir nicht verborgen, noch zu ferne... denn es ist das Wort gar nahe bei dir, in deinem Munde und in deinem Herzen, dass du es tust.» Sie haben ganz recht: Es soll bedeuten, dass Moses seinem Volke sagen wollte: Die Gesetzestafeln sind nichts Zufälliges, und niemand will euch Gebote aufzwingen, die von aussen kommen und euch selbst fremd sind. Die Gebote entsprechen vielmehr eurem eigenen innersten Wesen.